

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	7 (1917)
Heft:	37
Artikel:	Die Wassernot an der Emme von 1802 und ihr literarischer Niederschlag in Jens Baggesens "Parthenäis"
Autor:	Lechner, A.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-640661

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Müllerei, Getreidehandelsmonopolen, hatten zwei den größten Erfolg: Das System der genossenschaftlichen Selbsthilfe und des staatlichen Getreidehandels. Von den Arbeitern wurden früh Initiativen ergriffen zur Einführung der staatlichen Monopole, jedoch erfolglos. Da gründeten sie Genossenschaftsbäckereien. Die Bauern befreundeten sich mit dem Monopol namentlich, als 1894/95 die Kornpreise den Tiefstand von 14 Fr. erreichten. Als aber Herr Laur aus dem Monopol 18 Millionen Jahresverdienst zugunsten der staatlichen Förderung des Getreidebaus herauszuholen hoffte, da erhob sich Widerstand bei den Konsumenten. Für das Monopol standen 1908 auch die Müller ein, als sie sich durch selbstgeschaffene Konkurrenz, durch die Konsumvereine und das deutsche Weizmehl in die Krise versetzt sahen. Sie widerlegten damit zum Teil das Geschrei des Publikums über ihren Wucher. Gegen die privaten Müller richtete sich der Mühlenverband schweizerischer Konsumvereine. 1912 gegründet, erwarb er im gleichen Jahr als erste die Stadt mühle von Zürich, die bestreitete der Schweiz, um 1,7 Millionen Franken. Seither tritt er preisregulierend auf, im Interesse rationeller Brotversorgung: der Mehlpreis sank um 3 Fr. in einem halben Jahr. Für das Monopol vorarbeitend war die Tätigkeit der Behörden zur Sicherstellung von Weizenvorräten für die Armee. Anfänglich (seit 1887) durch Umtausch mit Handelsfirmen in den Verkehr gebracht, wurde der Weizen später mehr und mehr magaziniert. In Seewen-Schwyz stehen seit 1902 große Lagerhäuser, in Altdorf seit 1913 2 riesige Häuser, 1500 Wagen umfassend. Seit Januar 1915 ist der Getreideimport Sache des Bundes. Es besteht ein eigenes Getreidebureau. Auf die Verhältnisse während des Krieges einzugehen möchte zu weit führen. Die guten Erfahrungen, die wir mit dem Monopol machten, zeigen sich darin, daß der Weltweizenpreis um 210 %, unser Brotpreis aber gleichzeitig nur um 88 % stieg. Freilich zeigt sich der gleichzeitige Weizenaufschlag erst in einer späteren Brotpreislage — allein trotzdem bleibt das Ergebnis sehr günstig.

Die Wassernot an der Emme von 1802 und ihr literarischer Niederschlag in Jens Baggesens „Parthenäis“.

Von Dr. A. Lechner, Solothurn.

Johann Rudolf Meyer von Aarau, der älteste Sohn des Johann Rudolf Meyer, „Vater Meyer“, Seidenfabrikant, durch sein Relief und seinen Atlas der Schweiz rühmlichst bekannt, 1739—1813, hatte zwei Knaben, die sich im Jahre 1802 zu Burgdorf in der Pestalozzischen Lehranstalt befanden; der ältere Knabe, wie sein Vater und Großvater Johann Rudolf benannt, der spätere Naturforscher Dr. Johann Rudolf Meyer, 1791—1833, war damals 11 Jahre alt, sein Bruder Gottlieb Meyer, 1793—1829, zählte damals 9 Jahre. Ihr Vater wollte das Vergnügen haben, die Knaben über Neujahr 1802/1803 bei sich in Aarau zu sehen. Er schickte ihnen daher eine Kutsche mit einem ihm zugetanen zwanzigjährigen jungen Manne, namens Andreas Wehrli von Rüttigen, der die Kinder begleiten und Aufsicht über sie haben sollte. Der Knecht des Lohnfusschers, der sie führte, hieß Tobias Weideli von Kartenbach bei Stein am Rhein. Da Burgdorf elf starke Stunden von Aarau entfernt ist, so war die Fahrt eine starke Wintertagreise. Den 30. Dezember 1802, morgens 5 1/2 Uhr, reisten die vier Personen von Burgdorf ab, mit ihnen ein zwölfjähriges Töchterlein des Hauses, in welchem sie an der Kost waren.

Der Tag war schrecklich stürmisch mit anhaltendem Regen, der die große Masse Schnee, welcher lag, plötzlich schmelzte und alle Gewässer auf eine seit 40 bis 50 Jahren nie erlebte Weise anschwellte. Die Reisenden schnallten also

das Lederwerk des Wagens gegen die Wetterseite sorgfältig zu.

Bekanntlich ist die Emme einer der schrecklichsten Waldströme der Schweiz, der häufig weit hin überschwillt, in andern Zeiten aber wieder fast trocken ist. Um ihren Verheerungen zu wehren und sie in Schranken zu halten, sind, wo es nötig ist, Dämme an ihren Ufern angebracht. Die Straße von Burgdorf bis nach dem eine Stunde entfernten Rüthberg, wo eine hölzerne Brücke über den Strom führt, geht (oder ging wenigstens damals) am linken Ufer der Emme hin größtenteils zwischen Gebüschen, Weiden, Erlen, Dornen und Saarbäumen. Als unsere Reisenden obenher der Buchmatt etwa eine halbe Stunde von Burgdorf entfernt waren, ereignete es sich unglücklicherweise, daß hinter ihnen die hochangeschwollene Emme einen Damm durchbrach. Die daherauslaufenden Fluten wichen sogleich das Uhrwerk über den Haufen. Zum Glück wurde es fünfzehn Schritte weit auf eine Untiefe geworfen. Der Kutscher (Tobias Weideli) schnitt sogleich die Pferde ab, die sich durch Schwimmen retten konnten. Glücklicherweise war die Kutsche so umgeworfen worden, daß die zugeschaltete Seite unten und die offene Seite oben war, sonst wären die Insassenrettungslos verloren gewesen. Aber auch so waren der jüngere Knabe (Gottlieb) und das Töchterlein bereits ganz unterm Wasser und unsichtbar. Andreas Wehrli griff nach ihnen, konnte sie herausziehen und auf des noch über das Wasser emporstehende Wagenrad bringen. Dieses blieb auch dem Wehrli und dem Kutscher der einzige Zufluchtsort. Man denke sich die Lage dieser fünf Menschen mitten in dem grausamsten Wasserstrom, fünfbis sechshundert Schritte vom festen Lande entfernt, wo sie von keinem Menschen konnten erblickt und wo niemand zu Hilfe konnten gerufen werden, denn es war (um 6 Uhr morgens) noch nicht Tag. Nur Gott sah sie. Ein Rabe in der größten Bewegung kam mit einem Jammergeschrei bald ganz an sie herangeslogen, bald strebte er wieder den Fenstern eines etwa sechshundert Schritte entlegenen Hauses zu. Der Mann des Hauses, namens Misteli, machte alle seine Hausgenossen aufmerksam auf das wiederholte Geschrei des Raben. „Es ist etwas Außerordentliches“, sagte er, „es ist gewiß ein Unglück geschehen. Der Rabe fliegt immer wieder auf den gleichen Platz hin und kommt wieder zu uns, wie wenn er uns zu Hilfe rufen wollte.“

Es waren vier Männer im Hause, darunter zwei Indienne-Fabrikarbeiter. Sie stellten sich vor das Haus, zu sehn und zu hörchen. Es war früh sechs Uhr und noch Nacht. Zuweilen glaubten sie ein Hülfsgechrei zu vernehmen; aber vor dem Rauschen und Tosen des Wassers konnten sie nichts Bestimmtes unterscheiden. Die Unglücklichen konnten unterdessen nichts tun, als sich möglichst am Rade festzuhalten. Als es anfang Tag zu werden, sagte Wehrli, der etwas schwimmen konnte: „In dieser Lage können wir nicht bleiben; das Gewässer wird immer größer und wir sind ohne Rettung; in Gottes Namen — ich will den Tod etwas früher oder Hülfe suchen.“ Er zieht die Kleider, die ihn am Schwimmen hätten hindern können, aus, ruft laut Gott um Beistand an und stürzt sich in den Strom, der ihn bald in ein schreckliches Dornesträuch verschlägt. Lange hatte er zu tun, bis er sich aus den Dornen losgemacht. Endlich und nach und nach gelang es ihm, ans Land zu kommen. Die vier Männer, welche der Rabe aufgefordert hatte, waren beobachtend stehen geblieben und sahen nun einen Menschen im Strom, der sich ihnen zu durcharbeitete. Er sagte ihnen, was geschehen sei, und forderte sie zu Hilfe auf. Er war halb erfroren, wurde ausgezogen und ins Bett gebracht. Er verfiel in starke Konvulsionen und in Ohnmacht. Man zog ihm viele Dornen aus dem Leib, die ihm in dem Gebüsch in den Leib gegangen waren, ohne daß er in der Todesangst es gespürt hätte. Die vier Männer suchten nun den Unglücklichen beizukommen, aber vergeblich. Sie versuchten es zum zweitenmal und zwar mit

langen Steden, mit denen sie selben so nahe kamen, daß sie sie sehen und mit ihnen sprechen konnten. Allein sie sahen jetzt die Unmöglichkeit ein, ihnen noch näher zu kommen, weil sie selbst noch jenseits einer großen Vertiefung waren, durch welche eine reißende Strömung ging. Sie kehrten also wieder zurück, halb erftoren, naß bis an den Hals, und wollten das Rettungswerk aufgeben. Wehrli's Flehen und die Erinnerung, daß Gott sie sichtlich durch den Raben dazu habe auffordern lassen, gab ihnen neuen Mut. Sie nahmen eine lange Leiter mit, legten sie auf das Wasser und schoben sie zu ihrer eigenen Sicherheit vor sich her. Als sie nun an die tiefe Strömung gekommen, die sie von den Unglüdlichen trennte, ließen sie sich so tief als möglich ins Wasser und hoben die Leiter gegen sie hin. Der Kutscher konnte sie fassen und legte sie aufs Rad. Auf der andern Seite hielten die Retter die Leiter fest. Nun kam ein Kind nach dem andern über die Leiter herangekrochen. Je ein Mann nahm ein Kind auf die Schulter. Der Kutscher war der letzte. Sobald er das Rad verlassen, ward die Kutsche von dem Strome fortgerissen. Bis sie ans Land kamen, das, wie schon bemerkt, fünfhundert Schritte entfernt war, wähnte es beinahe eine Viertelstunde, weil die Männer bei jedem Tritte mit dem Fuße suchen mußten, wo sie ihn sicher hinsetzen könnten. Der Mann, welcher den jüngern Knaben trug, stürzte mit ihm und beide kamen unter das Wasser, konnten sich aber so gleich wieder aufrichten. Nach elf Uhr kamen die Wassernot-Leidenden endlich glücklich bei dem Hause an. Sie hatten somit fünf volle, schrecklich lange Stunden auf dem Rad zugebracht. Während denselben hatten die Kinder den Kutscher mit wehmütigem Herzen oft gefragt: „Sehen wir jetzt unsern Papa und unsere Mamma nicht mehr?“ Im Hause wurden sie sorgfältig ausgestellt, ins Bett gelegt und mit warmem Kaffee erquidet, während ihre Kleider am Ofen trockneten. Am Neujahrmorgen trafen die wunderbar Geretteten glücklich und wohlbehalten in Aarau ein, wohin der Fabrikherr Tschanz in Kirchberg sie in seinem Wagen führen ließ.

Wir haben den Vorfall erzählt nach dem Eidgenössischen National-Kalender, Aarau und Thun, 1856, S. 54/57, mit einer ganzseitigen Abbildung der wunderbaren Rettung. Die Mitteilung stammt ohne Zweifel aus der Feder des Redaktors jenes Kalenders, des Luzernischen Arztes Dr. med. M. August Feierabend (1812–1887), geht aber zurück auf einen Brief des „Vaters Meier“ an einen lieben Freund, der laut Einleitung des Aufsatzes mit seinen Worten möglichst getreu in Kürze wiedergegeben ist. Vater Meier wünschte laut Schlussmerkung S. 57, daß sein Freund bei Wiedererzählung dieser wunderbaren Rettung den Seelen seiner Zöglinge durch lebhafte Vorstellung dieser Begegnung für immer Vertrauen auf die göttliche Vorsehung einprägen möge. „Vater Meier“, † 1813, hat diesen Brief zwischen 1803 und 1813 geschrieben. Ueber das Ereignis war er in alle Einzelheiten unterrichtet durch seine beiden Enkel, das mitreisende 12jährige Mädchen und deren erwachsene zwei Begleiter Wehrli und Weideli. Wir stehen also hier vor einer ganz primären und authentischen Erzählung der Begegnung. Argauische Gelehrte vermögen vielleicht sogar den Namen des Freunden (offenbar eines Jugenderziehers oder Schulmannes) festzustellen, an den J. R. Meier, Vater, der Großvater der in so grausiger Gefahr sich befunden habenden Knaben Meier, den Brief geschrieben hatte.

Einen dem Abdrucke nach ältern Bericht über die Begegnung an der Emme haben wir im Schweizerischen Familienbuch, herausgegeben von Johann Jakob Reithard in Zürich (1805–1857), 1. Jahrgang, Zürich 1845, S. 155/158. Erzähler ist jedenfalls der Herausgeber der Zeitschrift selbst, der laut Einleitung die Mitteilung dieser wahren Begegnung, die, so viel ihm bekannt, noch nirgends aufgezeichnet war, aus dem Munde eines Augen-

zeugen empfing. Reithard war im Jahre 1824 in Burgdorf freiwilliger Gehilfe des Lehrers Samuel König, verjährt 1834/1835 während sechs Wochen eine Gymnasiallehrerstelle in Bern, und 1835–1840 wohnte und wirkte er als Redaktor und Journalist, Schriftsteller und Stadtbibliothekar wiederum in Burgdorf.* Es ist unter solchen Umständen fast nicht daran zu denken, daß Reithard nicht Kunde sollte erhalten haben von dem Vorfall, der sich ein paar Jahrzehnte zuvor eine halbe Stunde von Burgdorf entfernt zugetragen hatte. Man darf wohl auch gleich als sicher annehmen, daß es einer von der Buchmatt war, der ihm als seinerzeitiger Augenzeuge die Begegnung berichtete, die dann Reithard in seiner Dichtermappe zurücklegte, um sie später gelegentlich zu veröffentlichen. Wir wollen hier auch nachtragen, daß wir die Ortsbezeichnung „Buchmatt“ aus Reithards Erzählung entnommen und in unsern Abdruck des Meier'schen Berichtes herübergenommen haben; letzterer läßt die Sorgflichkeit der Begegnung unbefestigter. Verschiedene Zeilen in der Reithard'schen Redaktion dünken uns ebenfalls darauf hinzuweisen, daß es ein Mann aus dem Hofe Buchmatt war, von dem Reithard die Begegnung erfahren hat. Andere Leute hätten ja auch nicht „Augenzeugen“ sein können.

Die Reithard'sche Fassung hat gegenüber dem oben mitgeteilten Meier'schen Berichte außer ihrer späteren Niederschrift die Nachteile, daß der ursprüngliche Berichterstatter nicht genannt und bekannt ist, daß die Berichterstattung eine bloß mündliche war und daß die schriftliche Fassung seitens eines Dritten und vollständig Unbeteiligten, der zudem ein Dichter war, erfolgte. Die Nachzählung Reithards ist denn auch belletristischer gehalten und stärker dialogisiert, als es der briefliche Bericht des Vaters Meier ist. Zudem werden die Namen der beteiligten Personen nicht genannt, abgesehen vom Führer der Kinder, der wenigstens mit seinem Geschlechtsnamen (Wehrli) genannt wird; wir dürfen wohl annehmen, daß Reithards Gewährsmann die Namen der geretteten Personen nicht oder nicht mehr kannte und bloß Wehrlis Namen noch in Erinnerung hatte. Materiell widerstreitet dieser dem Drude nach ältere, aber deswegen doch nicht authentischere und deutlichere Bericht der Fassung, die wir kennen gelernt haben, nicht, abgesehen von dem Umstände, daß in jenem behufs Rettung der Bedrängten mehrere lange Leitern zu einer einzigen Leiter verbunden wurden, was ja schließlich nicht gegen den Wortlaut des Meier'schen Berichtes streitet, der von einer „langen“ Leiter spricht.

Diese wunderbare Lebensrettung, interessant an sich und wegen der beteiligten Personen, an biblische Vorsehungs- geschichten erinnernd wegen des hin und her fliegenden, hülfebringenden Raben und von Wert für die Schweizerische Naturchronik, hat seinerzeit jedenfalls großes Aufsehen erregt und sich in bernischen und benachbarten Landen stark herumgesprochen, wozu wesentlich der Besluß des Kleinen Rates der helvetischen Republik in Bern vom 24. Februar 1803 beitrug, wonach den edelmütigen Rettern aus der Buchmatt öffentlich von der Kanzel herab gedankt und ihnen ein namhaftes Geschenk überwiesen wurde (vergl. die beiden zitierten Berichte).

Die Lebensrettung aus den empöierten Fluten der Emme vom 30. Dezember 1802, vormittags, ist aber noch deshalb besonders interessant, weil sie eine dichterische Bewertung erfahren hat, die allerdings sehr versteckt ist und unseres Wissens bisher von keiner Seite beachtet, d. h. auf den wahren Vorfall zurückgeführt worden ist.

(Schluß folgt.)

* Vgl. die Biographie Reithards von Dr. Rudolf Hunziker, Neujahrsblatt herausgegeben von der Stadtbibliothek Zürich auf das Jahr 1912, 1913 und 1914, an verschiedenen Orten.